

MARIE BOSTWICK

Der
BUCHCLUB
der
EIGENSINNIGEN
FRAUEN

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Sonja Hagemann

GUTKIND

*Ich widme diesen Roman der echten Margaret, meiner Margaret:
meiner Mutter. Sie hat diese Reise inspiriert, durch ihr Vorbild
und durch den Satz: »Vielleicht habe ich dir das noch nie erzählt,
aber dieses Buch hat mein Leben verändert.«*

Am 19. Februar 1963 veröffentlichte eine unbequeme, unvollkommene, umstrittene Frau namens Betty Friedan ein unbequemes, unvollkommenes, umstrittenes Buch mit dem Titel *Der Weiblichkeitswahn*.

Dieses Werk hat die bestehenden Probleme nicht gelöst. Aber es hat sie in den Fokus gerückt und benannt. Damit hat es Frauen, die sich isoliert und hilflos gefühlt haben, den Weg zueinander und zur eigenen Stimme aufgezeigt.

Und so sieht doch der Anfang jeder Revolution aus.

Kapitel 1

DIE CLUBMITGLIEDER

März 1963

Der kleine Vorort Concordia lag in Nordvirginia und damit nur gut vierzig Kilometer entfernt – und doch unglaublich weit weg – von der Hauptstadt der USA. Und von den dort bereits spürbaren ersten Anzeichen von Wandel und Umbruch.

Die Wohnsiedlung war so brandneu, dass die von der Gemeindeverwaltung abgesegneten frisch gepflanzten Bäume noch keine richtigen Wurzeln geschlagen hatten. Hier war alles bis ins kleinste Detail geplant worden, sodass am Tag des Einzugs der ersten Bewohner auch die Geschäfte und die Bücherei zum ersten Mal geöffnet und in der Kirche die erste Messe stattgefunden hatte. Es wirkte ein bisschen so, als hätte Gott den Finger ausgestreckt und eine komplett neue kleine Stadt aus dem Boden wachsen lassen.

Hier stand an einem Mittwochmorgen im März 1963 Margaret Ryan in ihrer sonnendurchfluteten Küche mit dottergelber Einrichtung und farblich darauf abgestimmten Küchengeräten. Sie überlegte, was sie den drei Frauen anbieten könnte, die heute für das erste Treffen ihres neuen Buchclubs vorbeikommen würden.

Die elfjährige Beth, das älteste von Margarets drei Kindern, schaute ihr über die Schulter. Beim Anblick der unzähligen Rezepte, die ihre Mom aus ihrer umfangreichen Sammlung von Frauenzeitschriften ausgeschnitten hatte, schüttelte sie den Kopf.

»Wofür brauchst du das alles bloß? Warum backst du nicht einfach wie jede normale Mutter ein paar Haferkekse und lässt es damit gut sein?« Beth schnappte sich einen der Ausschnitte. »Sardellen-Frischkäse-Häppchen? Wenn es das heute Abend gibt, esse ich lieber bei Melanie.«

Jede Familie hatte ihre Besserwisserin. Bei den Ryans war es Beth. Mit ihrem rotblonden Haar und den beneidenswert langen Wimpern sah sie genauso aus wie ihr Vater. Ihre freche Art hatte sie allerdings von ihrer Mutter, und Margaret war sich ziemlich sicher, dass das die Quittung dafür war, wie sie sich selbst in jungen Jahren aufgeführt hatte.

Als ihre Mutter noch gelebt hatte, schimpfte sie oft über Margaret und prophezeite: »Du wirst schon sehen! Wenn du auch einmal so eine vorlaute Tochter hast, wirst du am eigenen Leib erfahren, wie das ist!«

Und das war tatsächlich eingetroffen, so schlimm fand Margaret es aber nicht. Es gefiel ihr, dass ihre Älteste wusste, was sie wollte, und keine Angst hatte, den Mund aufzumachen. Das war eine bei Mädchen wenig geschätzte Eigenschaft, die viele mit zunehmendem Alter ablegten.

Mit siebzehn hatte sich Margaret geschworen, dass sie niemals wie ihre Mutter werden würde, aber nach den vielversprechenden Anfängen war von ihren einstigen Bemühungen nicht viel übrig geblieben. Mit dreiunddreißig fragte sie sich jetzt, ob es eigentlich jeder Frau vorherbestimmt war, ihrer Mutter immer ähnlicher zu werden.

Andere Dinge änderten sich allerdings schon langsam, und nicht nur für Margaret.

Wie bei allen Entwicklungen, die die Welt in ihren Grundfesten erschütterten, würden manche die Folgen deutlicher zu spüren bekommen als andere, und die Reaktionen darauf würden ganz unterschiedlich ausfallen. Einige Menschen würden den Umbruch

mit offenen Armen willkommen heißen, andere würden ihn verdammen, und wieder andere würden einfach so weitermachen, als wäre nichts geschehen. Und natürlich änderte sich nicht alles auf einen Schlag. Die Nachbeben würden noch lange zu spüren sein, die Ereignisse noch Jahrzehnte später Wellen schlagen. Aber selbst mittendrin war allen unzweifelhaft klar, dass nach dieser Zeitenwende nichts mehr so sein würde wie früher.

Margaret erkannte das an diesem Punkt aber noch nicht. Dabei hatte sie in den letzten drei Monaten so manche neue Anregung bekommen und etliche Geheimnisse bewahrt, zu denen auch die gemietete Schreibmaschine in blassem Jadegrün gehörte, die ganz hinten im Wäscheschrank versteckt war. Diese Dinge würden so einiges verändern – ihre Selbstwahrnehmung, ihre Familie und ihre Zukunft.

Aber heute freute sie sich einfach auf den Buchclub und darüber, das Bindeglied zwischen den drei Frauen zu sein, die sich zur Teilnahme bereit erklärt hatten – manche widerwilliger als andere. Margaret wollte jedenfalls sichergehen, dass ihr erstes Treffen unvergesslich werden würde.

Ohne sich den Wecker so früh gestellt zu haben, war sie heute Morgen um fünf plötzlich hellwach gewesen. Walt war erst lange nach Mitternacht vom Veteranenverein zurückgekommen und schlief daher tief und fest. Trotzdem wollte sie lieber nicht riskieren, ihn zu stören und sich durch einen mürrischen Kommentar die gute Laune verderben zu lassen. Deshalb kroch sie so leise wie möglich aus dem Bett und schlich auf Zehenspitzen den Flur entlang, um im Bad zu verschwinden.

Als sie es eine halbe Stunde später verließ, trug sie einen Pullover in einem Black-Watch-Karomuster über einer cremefarbenen Bluse, einen Rock und Schuhe mit Absatz. Sie hatte Lippenstift aufgelegt und sich das schulterlange kastanienbraune Haar mit Lockenstab und Haarspray zu einer perfekten Frisur

mit Außenwelle gestylt. Damit sah sie so makellos und auf Hochglanz poliert aus wie ein Model in einer Zeitschrift.

Als später ihre Kinder zum Frühstück herunterkamen, blieben sie auf der Türschwelle stehen und wirkten verwirrt, weil ihre Mutter früh am Morgen schon so herausgeputzt war.

»Ist heute Sonntag?«, flüsterte die sieben Jahre alte Susan ihrer Schwester Beth zu, die den Kopf schüttelte, sich aber nicht vom Fleck rührte. Irgendwann brach der achtjährige Bobby, der in seiner Klasse alle überragte und immer einen Bärenhunger hatte, den Bann. »Mom? Können wir vielleicht Waffeln haben? Mit Speck?«

»Waffeln gibt's nur am Sonntag«, entgegnete Margaret und kaute auf ihrer Lippe herum, während sie die Zutatenliste für Truthahn-Pilz-Röllchen überflog. »Nehmt euch stattdessen einfach Cornflakes. Ich habe euch eine neue Sorte mitgebracht.«

Bobby ging zum Vorratsschrank hinüber und stieß einen Laut der Begeisterung aus. »Das sind ja die aus der Werbung, Cap'n Crunch! Du bist die beste Mutter der Welt!«

Margaret tätschelte Bobby den Rücken, als er die Arme um sie schlang. Ihr Sohn war ja so leicht zufriedenzustellen!

»Schneid dir noch eine Banane rein«, sagte sie.

Gut, die Hersteller rühmten sich gern mit dem Vitamingehalt ihres Produktes. Für dieses Frühstück voller Zucker, das von einer Zeichentrickfigur angepriesen wurde, würde sie aber nicht gerade den Preis für die Mutter des Jahres gewinnen. Morgen früh würde sie ihnen Rührei machen.

»Suzy«, sagte Margaret, als sie bemerkte, dass sich ihre Tochter die Strickjacke falsch zugeknöpft hatte, »komm mal her.«

Susan, die optisch ganz nach ihr kam, erhob sich von der Küchenbank und ließ sich von ihr ohne zu zappeln das Jäckchen richtig zumachen. Dabei musterte sie das Gesicht ihrer Mutter aufmerksam. »Wieso hast du dich denn so schick gemacht? Hast du nachher einen Arzttermin?«

»Heute Abend findet doch das erste Treffen von meinem Buchclub statt, weißt du noch? Darauf freue ich mich schon.«

»Du siehst aber nicht so aus, als würdest du dich freuen, sondern ganz schön aufgeregt.«

»Na ja ...« Margaret zupfte Susan eine Fluse von der Strickjacke. »Wenn man neue Leute kennenlernt, ist man doch immer ein wenig aufgeregt, oder? Aber ich freue mich auch darauf.«

»So wie am ersten Tag an einer neuen Schule.«

»Genau, so ähnlich ist das. Und jetzt frühstücke erst einmal zu Ende.«

Beth deutete mit dem Kinn auf ein leuchtend rotes Buch neben der Kaffeemaschine, die Walt und Margaret beim Eröffnen eines neuen Scheckkontos als Prämie bekommen hatten.

»Lest ihr das da?«

»Hm-hm.« Margaret musste sich eingestehen, dass Beth in Bezug auf die Sardellen wohl recht hatte. Sie legte den entsprechenden Ausschnitt auf den Stapel der Rezepte, gegen die sie sich entschieden hatte. »Das ist letzten Monat erschienen.«

Beth griff nach dem Buch und bewegte die Lippen, als sie lautlos den Titel las. »Was soll das bedeuten? Was denn für ein Wahn?«

Margaret zögerte. Da sich in der Buchhandlung etwas mit der Bestellung verzögert hatte, hatte sie bisher nur ein paar Kapitel geschafft. Trotzdem hatten viele der Behauptungen, die darin aufgestellt wurden, sie geradezu elektrisiert. Es kam ihr vor, als wären in ihr Überzeugungen wachgerufen worden, die versteckt im hintersten Winkel ihres Verstandes geschlummert hatten, völlig neue Ideen, die ihr zugleich seltsam vertraut waren.

Etwas über ein unbenanntes Problem, ein merkwürdiges Sehnen, zu lesen, hatte bei Margaret eine gewisse Erleichterung ausgelöst. Also fragte sie sich nicht als Einzige, warum sie »alles« hatte und es doch nicht genug zu sein schien. Dieses Buch schien ihre Gefühle zu rechtfertigen.

All diese Dinge hatten ihren Anfang genommen, als ihr Charlotte Gustafson – die in dem Moment eine Wildfremde gewesen war und die sie auch jetzt kaum als Bekannte bezeichnen konnte – im Gemischtwarenladen Mayers' über den Weg gelaufen war und sie plötzlich gewusst hatte, dass sie auf einer Wellenlänge lagen.

Charlotte hatte dieses Buch als bahnbrechend bezeichnet, und dem musste Margaret jetzt zustimmen. Ob die anderen das wohl genauso sahen? Fühlten sie sich dadurch auch von der Last eines beschämenden Geheimnisses befreit? Erlöst aus einem einsamen Exil, in das sie ungerechterweise verbannt wurden?

»Mom? Was ist denn dieser Wahn?«

»Es geht um die Besessenheit von etwas, darum, dass jemand unermüdlich nach etwas strebt. Aber in dem Fall meint die Autorin, glaube ich, etwas anderes. Eine Art Fehldenken.«

»Klingt langweilig!« Beth ließ das Buch fallen. »Und, wer gehört zu deinem Club?«

»Bisher sind es außer mir nur Viv, Bitsy und Mrs Gustafson.«

»Mrs Gustafson? Die neue Nachbarin? Die Leute sagen, dass sie ein komischer Vogel ist.«

»Du solltest nicht darauf hören, was andere Leute sagen, und es erst recht nicht nachplappern«, mahnte Margaret. »Charlotte ist kein komischer Vogel, sie ist einfach nur ein bisschen anders, künstlerisch angehaucht, ein Freigeist. Von solchen Menschen könnten wir in Concordia weiß Gott mehr gebrauchen.«

Beth runzelte die Stirn. »Mir gefällt es in Concordia. Was ist denn daran auszusetzen?«

»Nichts«, sagte Margaret und strich ihr das Haar glatt. »Mir gefällt es ja auch. Aber die Leute hier sind manchmal ein bisschen ...« Sie überlegte, wie sie ihre widersprüchlichen Gefühle in Bezug auf ihre neue Heimat zum Ausdruck bringen konnte. Aber in diesem Moment half ihr ihre Eloquenz, an der sie in den letzten

drei Monaten bewusst gearbeitet hatte, leider nicht weiter. Wie sollte sie diese Hassliebe nur ihrem kleinen Mädchen erklären, wenn sie sie selbst nicht verstand?



Etwas später am selben Morgen steckte sich die neununddreißig Jahre alte Charlotte Gustafson eine Newport zwischen die Lippen und hinterließ auf dem Filter einen feuerwehroten Abdruck. Sie schob das Kinn vor, blies Rauch in die Luft und beobachtete, wie er im Behandlungszimmer von Dr. Ernest Barry zur Decke aufstieg.

Diesen Psychiater im Staat Virginia hatte ihr ihr früherer Analytiker aus New York empfohlen. Seine Praxis befand sich in Alexandria im Erdgeschoss eines dreistöckigen Reihenhauses aus rotem Backstein. Da es in Concordia keinen Psychiater gab, musste Charlotte für ihre Termine zweimal die Woche pro Strecke vierzig Minuten fahren, was ihr aber nichts ausmachte. Natürlich war Alexandria nicht Manhattan, aber es gab dort ein paar gute Antiquitätenläden und ein anständiges Schuhgeschäft. Die Stadt hatte einen gewissen Charme.

Das konnte man von Dr. Barry mit seiner wichtigtuerischen Art und den wuchernden Nasenhaaren leider nicht sagen. Aber Charlotte war alles recht, um den Alltag in der Wohnsiedlung mal eine Weile hinter sich zu lassen.

Jetzt zog sie ein zweites Mal an der Zigarette und schob bei dem Versuch, sich etwas bequemer hinzusetzen, einen Fuß im teuren Pumps aus italienischem Leder über den anderen. Die Farbe der Schuhe war in demselben Saphirblau wie ihr Etuikleid und ihr darauf abgestimmter ausgestellter Mantel.

»Charlotte, ich habe Sie doch wiederholt gebeten, hier nicht zu rauchen.«

»Bei Dr. Gould durfte ich das aber.«

»Dr. Gould hat auch kein Asthma.« Er hielt ihr einen Aschenbecher hin.

Charlotte sog hastig noch ein letztes Mal an der Zigarette, bevor sie sie ausdrückte.

Der Psychiater griff wieder nach seinem Stift. »Haben Sie diese Woche vielleicht etwas Interessantes geträumt?«

»Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass ich nie träume.«

»Jeder Mensch träumt.«

»Na gut«, erwiderte sie und ballte die Hand, die ihre Zigarette gehalten hatte, zur Faust. »Dann erinnere ich mich eben nicht an meine Träume.«

»In Ordnung, sprechen wir über etwas anderes. Wie ist es in den letzten Tagen gelaufen? Gibt es etwas Neues?«

»Es ist alles beim Alten.« Sie zuckte mit den Schultern. »Howard und ich verabscheuen einander noch immer wie eh und je. Mein Vater bevorzugt weiterhin ihn und behandelt meinen Ehemann deshalb wie den Sohn, den er nie hatte, während er mich nur als Rotschopf mit Stroh im Kopf sieht. Denise steckt unentwegt die Nase in ihre Bücher, redet weder mit mir noch mit sonst jemandem und ist fest entschlossen, nach ihrem Abschluss in Oxford zu studieren. Ich mache ihr ja nicht zum Vorwurf, dass sie alles hinter sich lassen will, aber warum muss es ausgerechnet England sein? Da regnet es ständig, es gibt keine Zentralheizungen und die Männer haben schlechte Zähne. Warum hat sie sich nicht irgendwas Schickes mit gutem Wetter und attraktiven Menschen ausgesucht? Wieso kann sie nicht nach Rom flüchten? Oder meinewegen nach Los Angeles?« Charlotte legte den Kopf zur Seite, als erwarte sie darauf tatsächlich eine Antwort. Als der Psychiater sich auf seinem Block eine Notiz machte, seufzte sie und wünschte, sie würde ihre Armbanduhr tragen. Zu gern hätte sie gewusst, wie lange es noch hin war bis zum Ende der Sitzung und damit bis zur nächsten Zigarette.

»Ich denke, Junior kommt auf der Militärakademie ganz gut klar, aber wer kann das schon sagen, wenn er seit Wochen nicht mehr schreibt? Immerhin sind Andrew und Laura lieb und brav, wie es mit elf und zwölf auch zu erwarten ist. Ich selbst habe ja schon ziemlich früh angefangen, meine Eltern zu hassen, aber bei den meisten geht es damit wohl erst im Teenageralter los. Was gibt es sonst noch? Lassen Sie mich überlegen ...« Sie trommelte mit den Fingernägeln auf dem braunen Lederbezug der Therapiecouch herum, die eigentlich eher ein Lehnssessel war. »Ach ja, ich habe die x-te Absage von einer Galerie bekommen. Dieses Mal hat mich der Besitzer persönlich angerufen, um mir zu sagen, dass er in meinen Bildern nur stümperhafte Imitationen sieht. Wirklich nett von ihm, dass er sich die Mühe gemacht hat, finden Sie nicht? So, ich denke, das war's. Mehr habe ich nicht zu berichten.« Plötzlich schnippte sie mit den Fingern. »Ach Moment, da gibt es doch noch etwas. Ich habe mich einem Buchclub für Frauen angeschlossen.«

»Einem Buchclub?« Anders als ihrer war der Lehnssessel von Dr. Barry bordeauxrot, und der Psychiater rutschte darauf ein bisschen vor. »Das ist ja fantastisch, Charlotte! Kennen Sie die anderen Teilnehmerinnen schon?«

»Nur eine, Margaret Ryan. Die stand eines Tages unangekündigt mit einem Teller selbst gebackener Kekse bei mir vor der Tür und hat mich gefragt, ob ich nicht mitmachen möchte.«

»Wunderbar. Kontakt zu anderen Hausfrauen aufzunehmen, kann äußerst heilsam sein und Ihnen dabei helfen, sich besser in Ihre Rolle einzufinden. Glauben Sie, dass sich zu dieser Frau vielleicht eine Freundschaft entwickeln könnte?«

»Wir werden sehen«, sagte Charlotte und presste die Lippen aufeinander. »Sie wirkt auf mich fast zu nett, zumindest ist ihr Buchgeschmack ziemlich langweilig. Zu der Teilnahme an der Gruppe habe ich mich nur unter der Bedingung bereit erklärt, dass ich das erste Buch aussuchen darf.«

»Und wofür haben Sie sich entschieden?«

Charlotte war fest dazu entschlossen, Dr. Barry niemals einen Blick in ihr Inneres zu gewähren, das er seiner Meinung nach so gut kannte. Hätte er tatsächlich in ihr lesen können, dann hätte er in ihrem Lächeln jetzt den Triumph einer Frau erkannt, die genüsslich dabei zusah, wie der von ihr ausgeworfene Köder geschluckt wurde.

»Für *Der Weiblichkeitswahn* von Betty Friedan«, antwortete Charlotte zuckersüß. »Kennen Sie das?«

Dr. Barry zog die borstigen weißen Augenbrauen missbilligend zusammen. »Ich habe davon gehört, und das reicht mir völlig. Charlotte, vom therapeutischen Standpunkt aus denke ich nicht ...«

»Aber das *müssen* Sie einfach lesen!«, unterbrach sie ihn, lehnte sich zur Seite und fixierte ihn mit ihren smaragdgrünen Augen. »Besonders aufschlussreich fand ich Kapitel fünf, *Sigmund Freuds sexueller Solipsismus*. Das wäre für Sie sicher auch interessant. Soll ich Ihnen mein Exemplar vielleicht leihen?«

»Nein danke«, entgegnete Dr. Barry steif, während er wieder etwas auf seinem Block notierte.

Charlottes Handtasche lag neben ihr auf der Couch, und sie schob die Hand hinein, um erneut ihre Zigaretten hervorzuholen.

»Entschuldigung«, sagte sie angesichts seines vielsagenden Blickes. »Ich komme einfach nicht dagegen an, Fixierung der oralen Phase, Sie wissen schon.« Sie nahm eine aufrechtere Position ein und zündete sich eine an. »Unsere Sitzung kommt sowieso langsam zum Ende, oder? Und ich glaube, wir haben wirklich gute Fortschritte gemacht, denken Sie nicht?« Sie stand auf. »Ach, noch etwas: Ich bräuchte ein neues Rezept, ich habe nur noch eins von Dr. Gould für eine letzte Ration. Aber es muss nicht heute sein, das können wir auch beim nächsten Mal machen. Wir

sehen uns!«, rief sie und stolzierte mit einem kleinen Winken zur Tür hinüber.



Die Nachmittagssonne tauchte den Rock Creek Park in ihren warmen Schein und ließ die jungen Blätter an den Bäumen in noch leuchtenderem Grün erstrahlen.

Bitsy Cobb hatte sich um das zu einem Pagenkopf geschnittene Haar, so schwarz und glänzend wie das Fell des Pferdes, ein schmales rotes Samtband gebunden, damit es ihr nicht in die Augen fiel. Als das Ende des Reitwegs in Sicht kam, lockerte sie die Zügel und ließ Delilah die letzten hundert Meter galoppieren. Obwohl die Stute im gleichen Alter war wie ihre dreiundzwanzigjährige Reiterin, hatten ihre Bewegungen nur wenig von ihrer Geschmeidigkeit verloren.

»Du läufst noch immer wie der Wind, hm?«, sagte Bitsy zu ihr, als sie sich dem Stall näherten und Delilah langsamer wurde.

Beim Anblick einer gut gekleideten Dame mittleren Alters, die an einem Zaun lehnte, stellte das Pferd die Ohren auf und ging schnellen Schrittes auf sie zu.

»Na, meine Schöne?«, murmelte die Frau, zog einen halben Apfel aus der Tasche ihres perfekt geschnittenen Tweedblazers und hielt ihn der Stute hin. »Du hältst dich wesentlich besser als ich, hm?«

Bitsy stieg aus dem Sattel. »Mrs Graham, haben Sie auf uns gewartet? Das tut mir leid. Ich wusste nicht, dass Sie eine Runde reiten wollten.«

»Nein, dafür habe ich leider keine Zeit. Heute kommen zwei Dutzend Verleger plus Ehefrauen und Freundinnen zum Mittagessen, und morgen dann frischgebackene Kongressabgeordnete, Demokraten *und* Republikaner. Ich werde schon mal die Sommerschönbezüge aufziehen lassen, falls Blut fließen wird«, sagte sie und lachte.

Als Erbin eines Vermögens und Ehefrau von Phil Graham, dem Verleger der Washington Post, war Katharine Graham eine der einflussreichsten Gastgeberinnen in Washington. Während ihrer ersten Wochen hier im Stall hatte Bitsy sie aber als bescheiden und freundlich erlebt.

»Ich wollte nur kurz vorbeischaun, um meinem Mädchen hallo zu sagen«, erklärte Mrs Graham und rieb dem Pferd den Hals, während es auf dem Apfel herumkaute. »Hab ich Ihnen schon erzählt, dass sie ein Hochzeitgeschenk von meinem Vater war? Über sie habe ich mich weitaus mehr gefreut als über das achtzehnteilige Service aus Limosiner Emaille, das können Sie mir glauben.« Mrs Graham lächelte. »Danke, dass Sie sich so gut um Delilah kümmern.«

»Es ist mir ein Vergnügen«, sagte Bitsy mit ihrem weichen, langgezogenen Kentucky-Akzent. »Manchmal kann ich kaum glauben, dass man mir hier wirklich fürs Reiten Geld bezahlt. Wenn ich ehrlich bin, würde ich das wahrscheinlich auch umsonst machen. Erwähnen Sie das aber bitte nicht meinem Chef gegenüber.«

»Das bleibt unser Geheimnis. Sie tun aber noch viel mehr! Sie pflegen und versorgen die Pferde und erledigen auch so eini- ges weniger Erfreuliches.« Mrs Grahams Blick wanderte zu einer Mistgabel, die in der Nähe lehnte. »Und all das immer mit vollem Einsatz, wie mir nicht entgangen ist.«

Bitsy merkte, dass ihre Wangen zu brennen begannen, weil sie ein solches Lob nicht gewöhnt war. »Na ja, ich bin mit Pferden aufgewachsen. Mein Vater war vor seinem Tod dreißig Jahre lang Stallmeister von Prescott Farms.«

»In Lexington? Was Sie nicht sagen! Die Zucht dort hat viele fantastische Vollblüter und Quarter Horses hervorgebracht. Delilahs Großvater stammt aus dem Stall von Prescott Farms. Darauf können Sie wirklich stolz sein.«

Bitsy strahlte. »Ja, Madam, das bin ich auch.« Sie hielt etwa auf der Höhe ihres Knies die flache Hand in die Luft. »Seit ich ungefähr so groß war, war ich ständig mit Daddy im Stall, um ihm dort zu helfen. Meine Mutter hätte sich eher gewünscht, dass aus mir eine feine Dame wird, ich habe mich aber immer nur für Pferde und Bücher interessiert.«

Delilah stupste Mrs Graham an der Schulter an, die ihr über die Nüstern strich. »Das habe ich mir schon gedacht. Ich war mir ziemlich sicher, dass Sie als Ehefrau eines erfolgreichen Tierarztes für Pferde diese Stelle nicht des Geldes wegen angenommen haben.«

»Also, er ist ja noch dabei, sich einen Kundenstamm aufzubauen«, sagte Bitsy. »Aber wir stehen finanziell tatsächlich gut da und haben uns kürzlich ein Haus in Concordia gekauft. Da ist es nicht schlecht, aber ganz anders als in Lexington. Ich bin die jüngste Frau in der ganzen Nachbarschaft und die einzige ohne Kinder, daher passe ich dort nicht so recht hin. King ist älter als ich und würde gern so schnell wie möglich eine Familie gründen. Ich natürlich auch, aber bislang hat es eben nicht geklappt. Na ja ...«, murmelte sie, weil sie mit einem Mal befürchtete, vielleicht zu viel gesagt zu haben. Und Mrs Graham hatte ja auch zu tun.

Statt sich eilig davonzumachen, nickte die jedoch. »Da steht man ziemlich unter Druck, oder? Wissen Sie, bei Phil und mir hat es drei Jahre gedauert, bis unser erstes Kind zur Welt gekommen ist. Meine Mutter hat jeden einzelnen Tag angerufen, um zu fragen, warum wir denn so lange brauchen.«

Bitsy keuchte auf. »Meine auch! Die sagt nicht einmal mehr hallo, sondern fragt direkt: ›Und?‹ Das hilft wirklich nicht weiter!«

Als ihr gemeinsames Lachen verstummte, tätschelte Mrs Graham Bitsy den Arm. »Meist kommt am Ende alles so, wie es

soll, und zwar genau zum richtigen Zeitpunkt, Sie werden schon sehen. Und was die Frauen in Ihrer Nachbarschaft angeht, so sollten Sie sich nicht verbiegen, um von allen gemocht zu werden. Suchen Sie sich lieber zwei, drei Gleichgesinnte, die Sie so nehmen, wie Sie sind, und für Sie da sind. Man hat im Leben viele Bekanntschaften, wahre Freundschaften sind allerdings selten und es durchaus wert, ein bisschen darauf zu warten.«

»Ich habe mich gerade einem Buchclub angeschlossen«, vertraute Bitsy ihr an. »Vielleicht finde ich da ja eine Freundin. Als Erstes lesen wir *Der Weiblichkeitswahn*, ein wirklich interessantes Buch.«

»Und ein ziemlich umstrittenes.« Mrs Graham nickte anerkennend. »Diese Frauen sind mir jetzt schon sympathisch.«

»Mir auch. Bisher zumindest.«

»Geben Sie der Sache Zeit«, riet Mrs Graham und sah auf ihre Armbanduhr. »Apropos Zeit – ich muss langsam los!«

Während Bitsy Delilah zum Stall führte, ging deren Besitzerin zu ihrem geparkten Luxuswagen hinüber. Sie ließ den Motor an, fuhr an den Zaun heran und kurbelte das Fenster herunter. »Bitsy?«, rief sie herüber. »Wenn Ihre Mutter das nächste Mal anruft, dann sagen Sie ihr doch, dass man nicht nur Bücher und Pferde lieben und trotzdem eine Dame sein kann, sondern dass das geradezu *eine Voraussetzung* ist. Sie können mich da ruhig zitieren!«



Nachdem sie den Toupierkamm weggelegt und ihrer voluminösen Frisur mit einer Schicht Haarspray den letzten Schliff verliehen hatte, drehte die einundvierzigjährige Vivian Buschetti erst einmal das Badezimmerradio auf. Wie Eydie Gormé dem Bossa Nova für alles die Schuld gab, würde hoffentlich das Lärmen ihrer sechs Kinder übertönen, deren Streit um den Fernseher in die Endrunde zu gehen schien.

Sie wusste, dass ihr nur wenig Zeit blieb, bevor die ganze Ras-selbande an die Badezimmertür trommeln würde, damit sie ein-griff und Frieden stiftete.

Viv umrahmte sich die Augen mit Kajal und schlüpfte in ein schwarzes Unterkleid aus Nylon und Spitze, an dem sie ein biss-chen zupfen musste, damit ihr üppiger Busen und die restlichen Rundungen darin Platz fanden.

Tatsächlich wurde jetzt geklopft, und sie stellte das Radio leiser. »Zwingt mich nicht dazu, runterzukommen!«, warnte sie durch die geschlossene Tür. »Wenn ich eingreifen muss, haben alle für eine Woche Fernsehverbot. Vince? Andrea? Habe ich mich da deut-lich ausgedrückt?«

»Klar und deutlich, aber hier ist weder Vince noch Andrea.«

Viv lächelte und tupfte sich mit einem Papiertuch über den rosafarbenen Lippenstift. »Und wer dann?«

»Der Mann deiner Träume. Verrat das aber bloß nicht deinem Herrn Gemahl! Der soll ja sehr eifersüchtig sein!«

Viv machte die Tür auf. Selbst nach achtzehn Jahren Ehe be-kam sie beim Anblick des großen, dunklen, attraktiven Anthony Buschetti mit seinem spitzbübischen Lächeln und den Augen von der Farbe schmelzender Schokolade immer noch ein wenig weiche Knie, vor allem, wenn er seine perfekt gebügelte Marineuniform trug.

»Sehr witzig!«, sagte sie mit einem Kopfschütteln.

»Wow, du siehst unglaublich aus!« Tony zog sie mit Blicken aus und pfiß durch die Zähne. Er kam herein, schloss die Tür hinter sich ab, schob Viv gegen das Waschbecken und begann, ihren Nacken mit kleinen Küssen zu übersäen.

»Hör auf, Schatz!« Viv kicherte. »Das geht jetzt nicht. Die Kinder!«

»Die kommen schon klar. Ich hab ihnen gesagt, sie sollen nach draußen gehen und da auf den Pizzaboten warten.«

»Du hast Pizza bestellt?«

»Hm-hm.« Tonys Lippen wanderten von ihrem Nacken zu ihrem Ausschnitt hinunter. »Damit du dich nicht ums Abendessen sorgen musst und dich in Ruhe für dein Damenkränzchen herausputzen kannst. Bin ich nicht der perfekte Märchenprinz?«

»Bist du, aber es ist ein Buchclub, kein Damenkränzchen. Und ich muss mich jetzt wirklich fertig machen, Tony. Bitte!«

»Im Ernst?«, fragte er, schaute zu ihr auf und seufzte, als sie nickte. »Na gut. Aber versuch bitte, nicht so spät zurückzukommen. Du siehst nämlich einfach unwiderstehlich aus!«

Viv drehte sich zum Spiegel hin, um ihre Lippen nachzuschminken. Tony lehnte sich ans Waschbecken und sah ihr dabei zu.

Sie seufzte. »So komme ich mir aber überhaupt nicht vor, ich fühle mich aufgedunsen und bin müde und gereizt. Wenn ich nicht wüsste, wie enttäuscht Margaret dann wäre, würde ich heute Abend absagen. Ich hab mich sowieso nur dazu breitschlagen lassen, weil sie von der Idee so begeistert war, und weil mich dieser verdammte Arzt so wütend gemacht hat«, sagte Viv aufgebracht. Tatsächlich redete sie sich gerade in Rage. »Was für eine Frechheit! Ich bin doch kein Kind, sondern eine erwachsene Frau! Wie kann er sich nur weigern, mir die Pille zu verschreiben, solange du nicht *persönlich* deine Zustimmung gibst? Als hätte ein Offizier aus dem Pentagon Zeit dafür, seine Frau bei ihren Arztterminen zu begleiten!« Sie fuchtelte mit einem Brauenstift herum. »Wenn der nicht der einzige Frauenarzt in Concordia wäre ...«

»Ich weiß«, sagte Tony. »Aber keine Sorge. Ich nehme mir den Dienstag frei, um mit dir in die Praxis zu gehen und das Rezept zu holen, und damit ist die Sache erledigt. Wenn du deine Trümpfe richtig ausspielst, lade ich dich danach vielleicht sogar zum Essen ein.«

Sie lächelte. »Weißt du was, Anthony Buschetti? Du bist wirklich der perfekte Märchenprinz.«

Tony zuckte mit den Schultern. »Sag ich doch!«

Ihr Kuss wurde unterbrochen, als ihr Ältester, der siebzehnjährige Vince, an die Tür klopfte und ihnen Bescheid sagte, dass die Pizza da war.

»Bin gleich unten!«, rief Tony und musterte Viv aufmerksam. »Du wirkst tatsächlich ganz schön erschöpft. Vielleicht sollten wir uns das mit deiner Rückkehr in den Beruf noch einmal überlegen.«

»Nein!« Energisch legte Viv den Brauenstift auf die Ablage. »Wir haben immer gesagt, dass ich wieder als Krankenschwester anfangen, sobald die Kinder in der Schule sind. Wenn Vince nächstes Jahr aufs College geht, haben wir das Geld nötig. Und ich brauche ...«

»Was brauchst du?« Tony zog sie an sich heran und ließ die Hände auf ihren runden Hüften ruhen.

Viv presste die Lippen aufeinander. Als sie schließlich den Mund aufmachte, klang ihre Stimme rau: »Mir fehlt das Gefühl, etwas Bedeutsames zu tun und dafür geschätzt zu werden. Ich war doch eine gute Krankenschwester, Tony.«

»Die beste auf dem ganzen Stützpunkt, ach was, im ganzen europäischen Einsatzgebiet«, bestätigte er. »Der befehlshabende Offizier hat mir sogar damit gedroht, mich zu degradieren, wenn du meinetwegen aufhörst. Aber du *tust doch* etwas Bedeutsames und wirst geschätzt, Viv. Schließlich hältst du unsere Familie zusammen.« Er fuhr ihr mit dem Finger über die Wange. »Ich hoffe, das weißt du.«

Viv nickte. Ja, natürlich wusste sie das. Sie liebte ihre Mutterrolle und war stolz auf diese wunderbaren, wohlerzogenen, adretten kleinen Amerikaner: Vince, Andrea, Mike, Nick, Mark und die kleine Jenny. Unter den sechs gab es kein einziges schwarzes Schaf. Aber jetzt wollte sie eben mehr.

Viv war noch nie eine Leseratte gewesen, und das Buch, zu dessen Lektüre Margaret sie in Vorbereitung ihres Treffens überredet

hatte, war so langweilig, dass es auf sie einen geradezu einschläfernden Effekt hatte. Ein Teil hatte jedoch ihre Aufmerksamkeit erregt, ein Interview, in dem eine Hausfrau über eine plötzliche Erkenntnis berichtete: Weil sie alle von einer Frau erwarteten Meilensteine bereits erreicht hatte, hatte sie im Leben keine Ziele mehr, die sie motivierten. Diese Aussage hatte bei Viv einen Nerv getroffen.

Tony schob ihr eine blonde Strähne hinters Ohr, die es irgendwie geschafft hatte, dem Haarspray zu entkommen.

»Weißt du was? Vielleicht brauchst du einfach eine Pause. Samstagmorgen mache ich Pfannkuchen für die Kinder, damit du mal ausschlafen kannst, bringe sie zur Frühlingsvorstellung im Kino und krieche dann wieder zu dir ins Bett. Was hältst du davon?«

»Du, ich und zwei Stunden sturmfreie Bude? Das klingt einfach himmlisch.«

»Gut, dann wäre das abgemacht!« Tony ging nach unten, um den Pizzaboten zu bezahlen, und ließ die Badezimmertür einen Spalt offen stehen.

Viv machte ein Päckchen auf, das sie im Sears-katalog bestellt hatte. Darin befand sich eine Feinstrumpfhose, ihre allererste. Wie leicht die im Vergleich zu einem Mieder war! Würde sie wohl auch den gleichen figurformenden Effekt haben? Vermutlich nicht, aber wen interessierte das schon! Margaret hatte ihr empfohlen, es mal damit zu probieren. Und die sah wirklich unglaublich bequem aus. Viv hatte sich auf die Klobrille gesetzt, um hineinzuschlüpfen. Als sie aufstand und die Strumpfhose hochzog, drang das fröhliche Lärmen von ausgehungerten Kindern an ihr Ohr, die sich auf die Pizzakartons stürzten. Gleichzeitig waberte das kräftige Aroma von fettiger Salami herauf und stieg ihr in die Nase. Ihr Magen meldete sich zu Wort, Viv begann zu würgen, fuhr herum und beugte sich über die Kloschüssel. Nachdem sie zweimal erbrochen

hatte, sank sie auf die Knie und wurde von einem altbekannten, ihr allzu vertrauten Gefühl der Schwäche erfasst.

»Nein, nein, nein!«, murmelte sie mit rauer, brechender Stimme. »Nicht schon wieder, nicht jetzt!«

»Viv?«, rief Tony von unten. »Kommst du? Ich hab dir was von der mit Salami beiseitegelegt.«

Salami. Schon allein von dem Wort wurde ihr wieder schlecht. Sie kniff die Augen zusammen und schluckte, um den bitteren Geschmack im Mund loszuwerden.

»Lass mal!«, rief sie zurück. »Gib meinen Teil ruhig den Kindern, ich hab keinen Hunger.« Vivian ging zum Waschbecken, zog aus dem Spender an der Wand einen geblühten Papierbecher und putzte sich rasch die Zähne.

Eine Minute später stand Tony im Türrahmen. »Ist alles in Ordnung?«

»Natürlich«, sagte Viv und machte die Zahnpastatube wieder zu. »Warum fragst du?«

»Weil du gesagt hast, dass du keinen Hunger hast.«

»Ja, und? Ich bin spät dran, mehr nicht. Übrigens brauchst du meinetwegen nicht aufzubleiben.« Sie drehte sich in seine Richtung und versuchte, sich an ihm vorbeizuschieben.

Mit gerunzelter Stirn streckte Tony die Hand aus, um sie aufzuhalten. »Aber mein Schatz, sonst bist du doch ganz heiß auf Pizza.«

»Tony!« Sie lachte. »Italienischer geht es wohl nicht, oder? Dass jemand mal keinen Hunger hat, muss doch nichts zu bedeuten haben. Ich esse lieber gleich was beim Buchclub. Margaret steht sicher schon seit dem Morgengrauen in der Küche, damit auch alles perfekt wird, jede Wette. Weißt du noch, was an Weihnachten passiert ist? Sie hat zwar versucht, es mit Humor zu nehmen, die ganze Sache mit Walt hat sie aber wirklich verletzt. Seitdem ist sie irgendwie komisch, als hätte sie ein Geheimnis oder

so.« Viv senkte den Blick und sprach jetzt mehr mit sich selbst als mit ihrem Mann. »Margaret ist meine engste Vertraute hier in Concordia, meine einzige richtige Freundin. Ich will auf keinen Fall, dass der Abend für sie eine Enttäuschung wird.«

Kapitel 2

WICHTIGE WEIHNACHTEN

Ende Dezember 1962 – Drei Monate zuvor

Walt fand, dass sie es übertrieb, und hatte damit vielleicht auch recht. Aber es war doch ihr erstes Weihnachtsfest im neuen Haus, und Margaret wollte einfach, dass es unvergesslich wurde. War das denn so schlimm?

»Es ist ein Tag wie jeder andere auch, Maggie«, rief Walt ihr in Erinnerung, als sie vom Einkaufen Stickzeug mitbrachte, um Weihnachtsstrümpfe mit den Namen der drei Kinder zu versehen. »Ich halte es für keine gute Idee, wenn du dich da so reinsteigerst.«

Seine Sorge war nicht unbegründet.

Wenn sich Margaret derart in die Planung von etwas stürzte, kam es oft nicht zustande. Und wenn es doch zustande kam, war es weniger zufriedenstellend oder bedeutsam oder unvergesslich als erwartet, reichte eben nicht an ihre Erwartungen heran. Große Vorfreude war doch quasi eine Garantie dafür, dass man enttäuscht werden würde, und erst recht an Weihnachten. Aber so musste es ja nicht kommen.

Das Weihnachtsfest des Jahres 1945, das ihre Mutter wegen der Entlassung von Margarets Vater aus der Armee an diesem Tag auf den 11. Januar 1946 verschoben hatte, hatten Glück und Zufriedenheit geprägt, es war für sie der Inbegriff von Perfektion. Wenn sie die Möglichkeit gehabt hätte, sich einen einzigen Tag aus ihrer

Vergangenheit auszusuchen und ihn immer und immer wieder zu erleben, dann hätte sie sich für diesen entschieden.

Damals hatten sie keinen roten Heller gehabt. Ihre Mutter war gerade von der Registrierkassenfabrik, die auf die Produktion von Zündschnüren, Zielvisieren und Flugzeugteilen umgestellt hatte, entlassen worden.

Allerdings waren in jener Zeit ja alle knapp bei Kasse gewesen, da der Wirtschaftsboom nach dem Krieg erst in den 1950er-Jahren ins Rollen kommen würde. Zucker war 1946 immer noch rationiert. Wäre er das nicht gewesen, hätten sie allerdings auch kein Geld gehabt, um ihn oder andere Sachen zu kaufen.

Es gab ein paar Weihnachtsgaben aus der Kategorie »Der Gedanke zählt«, jedoch nichts Teures. Das Geschenk von ihrem Vater – eine Vogelpfeife aus Holz, die er aus dem Ast einer deutschen Linde geschnitzt hatte – würde später bei der erwachsenen Margaret auf dem Frisiertisch liegen. Und frisch geschnittene Fichtenzweige beschworen in ihr selbst nach all der Zeit Erinnerungen an die Girlanden und Kränze herauf, die ihre Mutter für diesen einen perfekten Tag selbst gebunden hatte.

Wie sich jenes Weihnachtsfest *angefühlt hatte*, die Liebe zueinander, *das* hatte damals am meisten gezählt. Hinter ihnen hatten vier unsichere, von Sorgen überschattete Jahre gelegen, in denen sie getrennt voneinander gewesen waren, aber auf ein gemeinsames Ziel hingearbeitet und dafür alles gegeben hatten. Endlich war das alles vorbei gewesen. Sie waren wieder als Familie vereint und fest entschlossen gewesen, das Beste daraus zu machen.

Lange angehalten hatte das natürlich nicht. Wie hätte es das auch sollen?

Wenn sich Margaret abends an den Frisiertisch setzte, um sich die Haare zu kämmen, berührte sie jedes Mal jenen Prüfstein in der Form einer geschnitzten Pfeife. Dann schaute sie beim Blick in den Spiegel kurz in die ernsten Augen des Mädchens von damals.

Mit fünfzehn war sie sicher gewesen, dass sie solches Glück wieder heraufbeschwören und dieses Mal für immer festhalten könnte, wenn sie nur brav genug war, sich genug anstrenge und den Ansprüchen gerecht wurde.

Und aus diesem Grund trat Margaret im Dezember 1962 zwei Tage vor Weihnachten im Auto auf die Bremse. Sie kehrte gerade mit dem im Voraus bestellten Truthahn im Fußraum des Beifahrersitzes von der Geflügelfarm zurück und hatte fünfzig Meter von der Straße entfernt einen Fichtenhain entdeckt. Margaret stieg aus ihrem Kombi und kletterte extra über einen Stacheldraht, um ein paar Zweige abzuschneiden. Dass ihr Pullover am Zaun hängen blieb und ihre Schuhe matschig wurden, war ihr dabei egal. Für den Duft der immergrünen Zweige, der danach das Auto erfüllte, war es das wert gewesen. Dieses Jahr würden sie ein zauberhaftes Weihnachtsfest verleben, das allen in Erinnerung bleiben würde.

Als Margaret nach rechts auf die Laurel Lane einbog, kam ihr weiß verkleidetes Haus im Kolonialstil mit zentralem Eingangsflur in Sicht. Die Fensterläden waren dunkelgrün, und im Vorgarten standen zwei kümmerliche Birken. Sie hätte ja blaue Fensterläden und blühenden Hartriegel bevorzugt, was aber nicht infrage kam, weil in Concordia alles festgelegten Vorgaben entsprechen musste.

Trotzdem war die Wohnsiedlung in vielerlei Hinsicht eine traumhafte kleine Stadt, in der sie in einem Traumhaus lebten. Und dieses Haus liebte Margaret über alles. Nach zehn Jahren in Mietwohnungen mit Wasserflecken an der Decke fand sie es vor allem herrlich, dass es brandneu war, dass sie hier die erste Person war, die Milch in den Kühlschrank stellte. Wenn sie staubsaugte, stieg aus dem Teppichboden noch immer ein leicht chemischer Geruch auf, der an Motoröl und Putzmittel mit Kiefernduft erinnerte.

Als sie zum ersten Mal über die Schwelle des Hauses getreten war, waren ihre Schritte durch die Räume ohne Möbel gehallt, die

nach Farbe rochen, und Margaret war mit leuchtender, atemloser Vorfreude erfüllt gewesen. Sie stellte sich vor, was sie daraus machen könnten, wie im leeren Wohnzimmer neue Sofas und Sessel aussehen würden. In einer Zeitschrift war ihr ein Esstisch aus Teak ins Auge gesprungen, und sie malte sich aus, wie sie an genau so einem mit Freunden interessante Gespräche führten. In ihrer Fantasie hatte sie bereits alle Räume tapeziert, sie eingerichtet und dadurch ein sowohl elegantes als auch warmes und einladendes Zuhause erschaffen. Natürlich würde das alles seine Zeit brauchen, aber damit konnte sie sich abfinden. Sie würde sich eben in Geduld üben und in der Zwischenzeit mit dem arbeiten, was innerhalb ihrer Möglichkeiten lag. Margaret strich die Schlafzimmer selbst und kaufte Topfblumen für die Fensterbänke. Aus Betonziegeln und Brettern baute sie Regale und füllte sie mit Büchern aus der Bücherei und Ausstellungsexemplaren aus der Buchhandlung, die wegen Gebrauchsspuren heruntergesetzt waren. Dazu kam eine nagelneue Ausgabe von Anne Morrow Lindberghs *Muscheln in meiner Hand*, die sie in der Woche ihres Einzugs bei ihrem ersten Besuch in der Buchhandlung erstanden hatte. Die war nicht billig gewesen, Margaret hatte aber nicht widerstehen können. Dieses Buch hatte sich für sie wie eine Anzahlung auf das Leben angefühlt, auf das sie hoffte.

Nach bereits einem Jahr im neuen Haus ging es mit ihrem Streben nach diesem Leben allerdings immer noch ernüchternd langsam voran.

Jedes Mal, wenn Margaret andeutete, dass sie gern die von den Schwiegereltern übernommenen gebrauchten Möbel durch etwas Neues ersetzen wollte, schüttelte Walt den Kopf. »Dieses Haus hat uns den letzten Cent gekostet. Bevor wir nicht wieder etwas angespart haben, sollten wir unnötige Ausgaben vermeiden.«

Und sie wusste ja, dass er recht hatte. Sie waren nicht die einzige Familie in Concordia, die ihre Sparkonten für den Kauf eines

Hauses leergeräumt und deshalb jetzt kein Geld dafür hatte, es angemessen zu möblieren. Aber Walt und sie hatten ziemlich abweichende Vorstellungen darüber, was absolut notwendig war und was nicht.

Sie hatten sich während ihres ersten Jahres an der Ohio State University kennengelernt, wo Margaret und Walt, genau wie mehr als siebzig ehemalige Soldaten, beide einen Literaturkurs über amerikanische Klassiker belegt hatten.

Nach dem Ende des Krieges kehrten Männer wie Margarets Vater, der mit einunddreißig eingezogen worden war und vor Pearl Harbor jahrelang in einer Fabrik gearbeitet hatte, zu ihrer alten Arbeit zurück. Für jüngere Veteranen war es aber nicht so einfach, eine Stelle zu finden. Dank der G.I. Bill of Rights schrieb sich eine Vielzahl ehemaliger Soldaten an den Colleges ein, um einen Abschluss in einem erfolgsversprechenden Studiengang zu machen und dadurch später hoffentlich eine Familie ernähren zu können.

Sie gehörten einer ungeduldigen Generation an. Der Krieg hatte ihr Leben unterbrochen, weshalb sie erpicht darauf waren, das Versäumte aufzuholen und schnell die Pflichtveranstaltungen abzuhaken. Und zu denen gehörte für Studenten im zweiten Jahr eben auch ein Literaturkurs. Margarets Kommilitonen waren anständige Kerle, zielstrebig und fleißig. Allerdings waren den meisten von ihnen amerikanische Klassiker ziemlich schnuppe, wenn sie bisher überhaupt je einen Roman gelesen hatten.

Walter Ryan stellte eine Ausnahme dar. Er hatte Fragen, unendlich viele Fragen. Deshalb schnellte sein Arm immer direkt in die Höhe und zwar so oft, dass etliche der zu Studenten gewordenen Soldaten ein Stöhnen ausstießen, wenn sie ihn aufzeigen sahen.

Und er hatte viel zu kommentieren. Manches war gut durchdacht, anderes weniger, und die eine oder andere Bemerkung hatte nicht einmal etwas mit den besprochenen Texten zu tun. Daher stellte Walt die Geduld des Dozenten gelegentlich auf eine harte

Probe. Aber es konnte wohl niemand verleugnen, dass er Interesse an Literatur hatte und generell auf das Leben neugierig war.

Margaret hatte nicht groß auf ihn geachtet, bis sie eines Tages in die Mensa kam und ihn allein an einem Tisch sitzen sah. Umgeben war er von Büchern und etwa fünfzig Packungen Salzcrackern, die man kostenlos vom Tisch mit den Soßen und Gewürzen mitnehmen konnte. Er war in Margaret Meads *Kindheit und Jugend auf Samoa* vertieft, öffnete ein Paket nach dem anderen, stipte die Cracker in ein Pappschälchen mit Tomatenketchup und schob sie sich in den Mund. Vermutlich hatte er gemerkt, dass jemand ihn ansah, weil er irgendwann aufschaute.

»Entschuldigung«, sagte Margaret und spürte, dass sie errötete, als sich seine blaugrauen Augen auf sie richteten. »Ich wollte nicht stören, denn Sie pauken ja offensichtlich.«

»Was?« Er blinzelte und schloss das Buch. »Ah, nein, das lese ich zum Vergnügen.«

»Ist Ihr Hauptfach denn nicht Anthropologie?«

»War es mal. Dann hab ich zu Philosophie gewechselt, aber nur für ein Semester, und danach habe ich mich auf Politikwissenschaft konzentriert. Im Moment hab ich gar kein Hauptfach, aber ich überlege, vielleicht englische Literatur zu nehmen, oder europäische Geschichte. Ich kann mich einfach nicht entscheiden. Möchten Sie sich vielleicht setzen?«

Margaret war sich nicht sicher. Er war so ein seltsamer junger Mann, sah allerdings wesentlich besser aus, als sie auf den ersten Blick bemerkt hatte. Walt entsprach nicht dem aktuellen Schönheitsideal des hoch gewachsenen, stattlichen dunklen Mannes. Er war eher schmal und nicht besonders groß, schlank und drahtig, mit heller Haut und rotblondem Haar. Dennoch war er attraktiv, entschied sie. Er strahlte den fröhlichen Charme eines Schuljungen aus und sah ein bisschen aus wie der Schauspieler Van Johnson, wenn er lächelte. All das machte ihn durchaus interessant.

Margaret stellte ihr Mensatablett ab und nahm Platz. Als wollte er den Tisch für sie ein wenig vorzeigbarer machen, wischte Walt hastig ein paar Krümel zur Seite.

»Was ist denn Ihr Hauptfach?«, fragte er.

»Ich bin mir auch noch nicht sicher. Wahrscheinlich Englisch, obwohl ich nicht weiß, was ich damit später machen würde. Vermutlich unterrichten, falls ich nicht ...« Schnell nahm sie einen Schluck Milch, um zu überspielen, dass sie sich zu verplappern gedroht hatte. Zum Glück hatte sie ihm nicht unter die Nase gerieben, dass eine Stelle als Lehrerin ihre Notlösung sein würde, wenn sie vor ihrem Abschluss keinen Ehemann finden würde. An ihm hatte sie zwar kein Interesse, trotzdem wollte man als Frau doch nicht verzweifelt wirken. Sie stellte ihren Milchkarton wieder hin. »In welchem Jahr sind Sie?«

»Im zweiten. Eigentlich sollte ich längst im dritten sein, aber ...«

»... Sie wechseln eben immer wieder Ihr Hauptfach«, brachte Margaret seinen Satz lachend für ihn zu Ende. »Irgendwann müssen Sie sich allerdings aber mal entscheiden, oder? Sie können ja nicht ewig weiterstudieren.«

»Ja, da haben Sie schon recht«, sagte er und ließ den Kopf hängen.

Jetzt wünschte Margaret, sie hätte nicht gelacht.

»Früher oder später muss ich wohl meinen Abschluss machen und zu arbeiten anfangen. Aber wann werde ich denn noch einmal so eine Gelegenheit haben, zu lernen und zu denken, Ideen nachzugehen und ... na ja ... eben zu leben, wirklich zu leben?«

Auch sein ernsthafter, aufrichtiger Enthusiasmus erinnerte an einen Schuljungen, dabei war Walt Ryan in Wirklichkeit ein junger Mann, der schon viel mitgemacht hatte. »Ich habe mich 1943 freiwillig gemeldet«, erzählte er ihr, »zwei Tage nach meinem siebzehnten Geburtstag, zusammen mit mehreren Freunden von der Highschool. Eigentlich waren wir dafür viel zu jung, worüber

der Rekrutierungsoffizier aber gern hinweggesehen hat. Viele aus der Gruppe sind aus dem Krieg nicht heimgekehrt, und andere sind zwar nach Hause zurückgekommen, werden aber nie wieder dieselben sein. Das bin ich ja irgendwie auch nicht, mich hat die Schule früher zum Beispiel nie groß interessiert. Wissen Sie, Jahrgangsbeste schwindeln nicht, was ihr Alter angeht, um in die Armee einzutreten. Aber jetzt, jetzt will ich eben ...« Er breitete die Arme aus und umfasste mit dieser Geste all die Bücher, die ihn wie eine Festung umgaben. Dabei schaute er von links nach rechts und lächelte, als würde er alte Freunde grüßen. »Ich möchte gern einfach alles lesen und alles lernen und alles ausprobieren. Dabei kann ich nicht einmal sagen, ob ich das für mich selbst will oder für diejenigen, die nicht zurückgekehrt sind. Ich weiß nur, dass ich jetzt ein anderer Mensch bin. Vielleicht ergibt das alles ja gar keinen Sinn, aber so sieht es eben aus.« Walt zuckte mit den Schultern, schob einen weiteren Cracker in seine Schale mit Ketchup und biss hastig ab, als hätte er plötzlich die Befürchtung, zu viel gesagt zu haben.

Aber Margaret konnte ihn gut verstehen. Der Krieg hatte viele Menschen verändert. Und es gab wirklich Schlimmeres, als nach seiner Heimkehr von Wissensdurst und Lebenslust angetrieben zu werden. Sie hielt Walt die Hälfte ihres Sandwiches mit Schinken hin. »Hier.«

»Sind Sie sicher?«, fragte er und griff danach, als sie nickte. »Danke.«

Die meisten der Studenten an der Ohio State University hatten nicht viel Geld, und Walt war bei Weitem nicht der Einzige, der das Angebot an Soßen und Crackern ausgiebig nutzte. Aber Margaret hatte noch nie gesehen, dass bei jemandem eine komplette Mahlzeit nur daraus bestand, daher nahm sie an, dass er völlig pleite war. Mit dem Kinn deutete sie auf die leeren Crackerverpackungen. »Ist es knapp am Ende des Monats?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich spare auf eine Gitarre. Wenn ich am Tag nur eine Mahlzeit esse, habe ich am Ende des Jahres genug dafür zusammen.«

»Sie spielen Gitarre?«

»Noch nicht«, sagte er mit breitem Grinsen und verschlang das Sandwich. »Aber ich werde es lernen.«

Sie heirateten ein gutes Jahr später, als sie zwanzig war und er fünfundzwanzig.

Heute war die Gitarre in einer Ecke der Garage verstaubt, weil Walt nicht mehr darauf spielte, und er las auch nicht mehr zum Vergnügen. Den wissbegierigen attraktiven jungen Burschen, der so gern lächelte und zu viel redete, gab es nicht mehr. Natürlich war Margaret dankbar für den Mann, zu dem er geworden war, und für das Leben, das er ihnen ermöglichte. Wenn Walt nicht so umsichtig und diszipliniert wäre, würden sie immer noch zur Miete wohnen.

Manchmal fehlte ihr aber die jüngere Version von ihm – der seltsame, unentschiedene, viel zu impulsive Bursche mit leerem Magen.



Margaret machte die Heckklappe des Kombis auf und holte gerade die Zweige heraus, als Vivian den Müll nach draußen brachte. Sie wohnte in einem flachen, aber über mehrere Ebenen verteilten Haus schräg gegenüber.

»Was ist das denn alles?«, fragte Viv, nachdem sie quer über die Straße herbeigeeilt war.

»Daraus will ich eine Girlande binden.«

»Und wie lang soll die werden? Du hast da ja genug Grünzeug, um die ganze Nachbarschaft zu dekorieren!«

»Ich will damit das Geländer umwickeln, und da braucht man immer mehr, als man denkt.«

»Maggie, ich weiß nicht, woher du die ganze Energie nimmst.«

»Deine Bewunderung habe ich gar nicht verdient, zumindest noch nicht«, erwiderte Margaret und fügte dem Bündel in ihrem Arm noch mehr Zweige hinzu. »Wenn ich das schaffen will, bevor die Kinder aus der Schule kommen, muss ich mich nämlich sputen. Sag mal, kann ich mir deine Punschsüssel ausleihen? Ich habe im *Ladies' Home Journal* ein Rezept für Eierpunsch gefunden, das ich ausprobieren möchte.«

Viv ging vor, um Margaret ihre Haustür aufzumachen, und trat dann zur Seite, um sie vorbeizulassen. »Eine selbst gebundene Girlande? Hausgemachter Eierpunsch? Wenn du mir jetzt noch sagst, dass du ein Lebkuchenhaus gebacken hast, schneide ich mir die Pulsadern mit einer rostigen Konditorpalette auf. Wie soll denn der Rest von uns da mithalten?«

Margaret runzelte die Stirn, drehte sich und schob sich seitlich durch die Haustür. »Das ist doch kein Wettbewerb. Ich möchte einfach nur, dass für die Kinder und Walt alles schön ist.«

»Das kann ich gut nachvollziehen, mir geht es ja genauso.« Nachdenklich blickte Viv drein. »Aber ich frage mich manchmal eben ... ob all diese Anstrengungen überhaupt gewürdigt werden.«



Nein, Margarets Anstrengungen würde an Weihnachten niemand würdigen, wie sich bald herausstellen würde.

Als die Kinder am Nachmittag aus der Schule kamen, läutete Suzy die Weihnachtsferien damit ein, dass sie sich auf den frisch gebohnerten Parkettfußboden erbrach. Schnell hatten alle drei einen Magen-Darm-Infekt. Deshalb war Margaret die Feiertage über mit Eimer und Schrubber beschäftigt, stellte Cracker und Ingwerlimonade ans Bett und sprach tröstliche Worte. Ihr blieb keine Zeit zum Kochen, was wahrscheinlich auch besser so war. Weil sie es so eilig damit gehabt hatte, die Girlande fertigzumachen, und

sich mit solcher Begeisterung auf dieses Projekt gestürzt hatte, hatte sie nämlich den Truthahn stundenlang im Auto vergessen. Der Vogel mochte noch in Ordnung sein, Margaret wollte aber lieber kein Risiko eingehen. Deshalb steckte sie ihn in einen Topf, kochte ihn, bis er zerfiel, und machte daraus Suppe.

Als die Kinder am ersten Weihnachtsfeiertag eingeschlafen waren, aßen Margaret und Walt zu der Suppe etwas Maisbrot, das eigentlich für die Füllung des Truthahns gedacht gewesen war, und setzten sich dann ins Wohnzimmer, um ihre Geschenke auszutauschen. Auf dem abgewetzten Sofa, das sie von Walts Eltern geerbt hatten, mieden sie die verschlissene Stelle direkt über einer Feder in der Mitte.

Margaret hatte beschlossen, Walt ein neues Feuerzeug und vergoldete Manschettenknöpfe zu kaufen. Dafür hatte sie nicht ihr wöchentliches Haushaltsgeld nehmen wollen, weil sich das für sie wie Mogeln angefühlt hätte, als würde Walt für sein eigenes Geschenk bezahlen. Stattdessen hatte sie ihre Sperry & Hutchinson-Treuepunkte eingetauscht, die geheime Währung amerikanischer Hausfrauen. Durch jeden Kauf bei den teilnehmenden Geschäften und Tankstellen bekam man eine grüne Rabattmarke, die man in ein Heft kleben und später gegen alle möglichen Waren eintauschen konnte: Geschirr, Spielzeug, Küchengeräte, Sportartikel und sogar Möbel.

»Hattest du denn nicht auf Lampen gespart?«, fragte Walt und schob die Knöpfe in seine Manschetten.

Ja. Nur noch ein weiteres Heft, und sie hätte dafür genug Punkte gehabt. »Die Lampen können warten«, sagte sie und war stolz auf das kleine Opfer, das sie gebracht hatte.

»Die sind aber schön!« Er hob die Arme, um seine Handgelenke zu bewundern. »Da ist mir mein Geschenk direkt ein bisschen peinlich. Ich hoffe, es macht dir nichts aus, dass ich keine Zeit hatte, es einzupacken.«

Tatsächlich kam bei ihr eher Vorfreude auf, als er einen Umschlag aus seinem Jackett zog. Denn was konnte das schon sein, doch nur entweder Geld oder ein Scheck, um damit Möbel zu kaufen! Was sollte an Weihnachten sonst in einem schlichten weißen Umschlag stecken? Sie machte ihn auf und holte eine Postkarte heraus, auf der eine begeistert dreinblickende Frau in einem gepunkteten Hauskleid und Schuhen mit Absätzen zu sehen war. Ein um Aufmerksamkeit heischender roter Schriftzug verkündete: *Ein Geschenk für dich!*

»Ich weiß doch, wie sehr du deine Zeitschriften liebst«, sagte Walt. »Diese hier hab ich beim Zahnarzt im Wartezimmer entdeckt und dachte, dass sie dir sicher gefällt.« Er verlagerte das Gewicht und zauberte eine Ausgabe von *A Woman's Place* hervor, die er unter einem Sofakissen versteckt hatte. »Mit diesem Heft kannst du die Wartezeit überbrücken, bis es mit dem Abo losgeht.«

Walt schien ihre Enttäuschung nicht zu bemerken. Während er sprach, wurde das Gefühl der Leere, das Margaret nach dem Öffnen des Umschlags erfüllt hatte, zu harter, schwerer, greifbarer Wut komprimiert. Sie kam nicht gegen die Versuchung an, Walt diese Wut wie einen Stein entgegenzuschleudern.

»Wie bist du denn auf die Idee gekommen?«, fragte sie.

»Den Zahnarzt wird es nicht stören, der hat doch noch jede Menge andere.« Walt holte eine Packung Pall Mall aus seiner Hemdtasche. »Jedenfalls gern geschehen. Es wird so sein, als würden jeden Monat zwei kleine Geschenke für dich eintreffen.« Er betätigte das Feuerzeug und schob die Spitze der Zigarette über die Flamme.

Der Groll wuchs in Margaret, die darauf wartete, dass er sie endlich richtig ansah, ihren eiskalten Blick bemerkte und erkannte, wie sehr er danebengegriffen hatte.

»Walt«, sagte sie mit kühler Stimme. »Im Ernst: Wie bist du nur *auf die Idee* gekommen?«

Er fand sie kleinlich und albern und undankbar.

»Früher war das mal ein Fest für Kinder. Meine Eltern haben sich in vierzig Jahren Ehe nie etwas zu Weihnachten geschenkt! Immerhin habe ich doch etwas für dich besorgt, und du liest ja gern Zeitschriften!«

Schon, aber darum ging es ihr nicht. Sein Geschenk fühlte sich einfach wie ein Zufallsfund an. Hatte er sich denn gar keine Gedanken gemacht? Hätte er überhaupt etwas für sie gekauft, wenn ihm im Wartezimmer beim Zahnarzt nicht das Heft ins Auge gesprungen wäre?

Walt stürmte mit einer Flasche Jack Daniel's davon, um im Hobbyraum zu schlafen.

Margaret stampfte die Treppe hinauf und knallte die Schlafzimmertür hinter sich zu, wobei sie zwar wütend war, sich aber auch dämlich und ganz klein vorkam. Klein und einsam und unbedeutend, als würde sie nicht zählen.



Am ersten Tag nach Weihnachten ging Walt früh zur Arbeit und murmelte dabei etwas von »Der Letzte, der eingestellt wurde, muss als Erster daran glauben.«

Margaret rief beim Kinderarzt an und ging dann zu Mayer's rüber, um Medikamente abzuholen.

Am Eingang des Geschäftes kam ihr Barb Fredericks entgegen. »Ich würde für die Wartezeit eine Zeitschrift empfehlen«, sagte sie, während sie sich ihr Kopftuch unter dem Kinn festband. »Am Schalter der Apotheke warten bestimmt an die zwanzig Leute. Es hat die halbe Stadt erwischt.«

Barb war neu in Concordia, so wie alle anderen auch. Aber sie schien einfach jeden zu kennen und immer über alles Bescheid zu wissen.

»Die Clarks, die Wilkersons und die Trowbridges«, zählte sie an behandschuhten Fingern die Familien ab, die von dem Infekt

betroffen waren. »Bitsy und King geht es gut, aber das war wohl zu erwarten, oder? Keine Kinder, keine Bakterien. Ach, und weißt du was? Ich hab vor dem leerstehenden zweistöckigen Haus einen Umzugswagen gesehen. Am besten schaue ich nachher mal vorbei und lade die neue Nachbarin zu unserem Kaffeeklatsch ein. Also, ich muss weiter. Einen guten Rutsch!«

Margaret wünschte ihr das Gleiche, betrat den Laden und machte sich auf den Weg zum Mittelgang. Beim Anblick der vielen Wartenden seufzte sie. Sie wollte die Kinder ungern so lange allein lassen, aber es ging eben nicht anders.

Als sie ihren Platz am Ende der Schlange einnahm, stand sie hinter einer Frau mit voluminösen roten Locken, die weder ein Tuch noch einen Hut trug. Sie rauchte und war in einen edlen langen Nerzmantel gehüllt. Pelzmäntel waren Statussymbole, standen als Sinnbild für den Erfolg eines Mannes und damit auch für den der Frau an seiner Seite. Sie zeigten deutlich, dass er von ihr angemessen unterstützt wurde, sich so ganz auf seine Karriere konzentrieren und sich solche Luxusartikel leisten konnte. Und wenn er sie mit so einem Mantel verwöhnte, dann gelang es ihr ja wohl, ihn voll und ganz zufriedenzustellen. Diesen Zusammenhang stellte zumindest die Reklame her. Ein paar von Margarets Freundinnen besaßen einen Nerz, aber keinen so spektakulären, und sie hätten ihn niemals für Besorgungen angezogen, auch nicht an einem kalten Dezembertag. Margaret trat etwas näher heran, sodass der seidige, luxuriöse Pelz einen Moment ihre Hand streifte. Wie weich der war!

Die Frau hatte Margaret nicht bemerkt und stieß in diesem Moment einen ungeduldigen Laut aus, der irgendwo zwischen einem Knurren und einem Seufzen lag. Sie griff nach dem *Atlantic Monthly*.

Margaret zog in Erwägung, die gleiche Zeitschrift aus dem Regal zu nehmen und eine Unterhaltung darüber anzufangen.

Allerdings hatte sie nicht den Eindruck, dass die Kundin vor ihr zu den Frauen gehörte, die gern mit Fremden plauderten.

Daher entschied sie sich stattdessen für eine Ausgabe der *Saturday Evening Post*. Sie blätterte an Reklame für Uhren von Longines (*Weltweit am meisten geschätzt!*) und an einer Anzeige für Malunterricht per Fernlehrgang vorbei (mit vermeintlich aus einfachen Verhältnissen stammenden Lehrern, die es durch ihre Kunst zu Wohlstand gebracht hatten). Es folgte ein Artikel über eine angeblich repräsentative Studie zur Situation der Frau in den USA.

Margaret begann, etwas über eine Hausfrau namens Eleanor Courter zu lesen, mit der sie viel gemeinsam hatte. Mit vierunddreißig war Eleanor nur zwei Jahre älter als Margaret, sie hatte auch drei Kinder und lebte ebenfalls in einer gutbürgerlichen Wohnsiedlung in der Nähe von Washington, allerdings nicht in Virginia, sondern in Maryland. Sie erklärte in dem Artikel, dass ihr der Glauben wichtig war, was auch bei Margaret der Fall war. Während Walt sonntags ausschlief, ging sie mit den Kindern jede Woche in die Kirche.

Eleanor Courter war blond, und Margaret hatte braunes Haar, beide hatten aber eine sportliche, ein wenig burschikose Figur, blaue Augen und eine Stupsnase voller Sommersprossen.

Damit endeten die Gemeinsamkeiten jedoch.

Eleanor führte nämlich ein glückliches, erfülltes Leben, war zufrieden damit, zu putzen, zu kochen und ihre Kinder zu den Pfadfindern zu bringen. Sie erklärte, dass sie es fantastisch fand, gebraucht zu werden und »stolz auf ihre Rolle als Mutter und Hausfrau« war. Der *Saturday Evening Post* zufolge stand sie damit nicht allein da.

Bei einer Umfrage unter tausendachthundert verheirateten Frauen hatten sich neununddreißig Prozent als »recht glücklich« bezeichnet, siebenundfünfzig Prozent sogar als »sehr glücklich«.

Margaret zählte die Ergebnisse zusammen und musste feststellen, dass sie selbst daher einer kleinen Minderheit angehörte. Wieder einmal hatte sie das Gefühl, dass sich in ihr ein tiefes Loch auf tat. Was stimmte mit ihr denn nur nicht? Irgendein Problem musste es da doch geben, oder nicht? Hatte es mit ihrem Charakter zu tun, war es biologisch bedingt oder ihrer Herkunft geschuldet? Wenn sechshundneunzig Prozent der befragten Frauen zufrieden und erfüllt und *normal* waren, dann musste es wohl bedeuten, dass sie ...

Margaret spürte einen Kloß im Hals, blinzelte hastig und legte das Heft weg, um nach dem daneben zu greifen. Sie stellte fest, dass es sich um *A Woman's Place* handelte. Das Exemplar, das Walt vom Zahnarzt mitgebracht hatte, war bereits etliche Monate alt gewesen. Die Titelseite der aktuellen Ausgabe zierte ein Foto von Rose Kennedy, der Mutter des Präsidenten, mit Perlenkette und seligem Lächeln.

Die Zeitschrift sah wirklich ganz interessant aus und hatte ihre volle Aufmerksamkeit, als Margaret zwischen einem Rezept für Hähnchen Hawaii und dem Interview mit Mrs Kennedy einen Aufruf für einen Schreibwettbewerb entdeckte, bei dem man hundert Dollar gewinnen konnte. Hundert Dollar nur für einen Text? Margaret hatte seit Jahren keinen mehr verfasst, aber im College natürlich viele Arbeiten einreichen müssen. Damals war sie für ihren Stil mehr als einmal gelobt worden, und Dozenten hatten ihr versichert, dass sie Talent fürs Schreiben hatte. Um die hundert Dollar würden wohl zu viele buhlen, aber es gab ja noch weitere Preise. Die Messinglampen für den dritten Platz waren genauso schön wie die, für die sie ihre Treuepunkte gesammelt hatte, vielleicht sogar noch schöner ... Und die lagen doch im Bereich des Möglichen, oder nicht?

»Findest du es nicht übertrieben, dich in die Sache so hineinzusteigern?«

Walts Worte, die in ihrem Kopf widerhallten, wurden durch eine sehr reale und scharf klingende Stimme unterbrochen, deren Besitzerin sich offensichtlich durch Autoritätspersonen nicht einschüchtern ließ und kein Blatt vor den Mund nahm. »Was soll das denn heißen? Das nehme ich schon seit Jahren!«

Margaret schaute auf und stellte überrascht fest, dass sie in der Zwischenzeit bis zum Beginn der Schlange vorgerückt war. Die Frau im Nerzmantel stand am Verkaufstresen, zog ungeduldig an ihrer Zigarette und sprach mit Mr Mayer. Sie hatte einen New Yorker Akzent, der mehr nach Uptown als nach Downtown klang.

Der Drogist schob sich die Brille auf der Nase nach oben. »Ja, aber vielleicht sollten Sie das eben nicht, weil es da gewisse Bedenken in Bezug auf eine mögliche Abhängigkeit gibt. Einige Studien weisen darauf hin, dass Meprobramat ...«

»Also, bitte!« Die Frau zog an ihrer Zigarette, reckte das Kinn vor und blies den Rauch in die Luft. »Wollen Sie mich etwa mit diesen pseudolateinischen Namen beeindrucken, die sich die Marketingabteilungen von Pharmakonzernen ausdenken? *Miltown*«, versetzte sie mit Nachdruck. »Nennen Sie es doch einfach *Miltown*, wie alle anderen auch. Und das nimmt schließlich jeder – Lauren Bacall, Milton Berle, du meine Güte, sogar *Lucille Ball*! Glauben Sie etwa, Lucy würde es nehmen, wenn damit irgendetwas nicht stimmen würde? Lucy lieben schließlich alle, mein Gott, darüber gab es doch sogar eine Fernsehserie! Na ja, fast alle. Aus meiner Sicht war die Figur, die sie gespielt hat, wirklich dämlich!«, verkündete die Frau, bevor sie wieder an der Zigarette zog, das Kinn vorschob und den Rauch ausstieß. »Aber darum geht es hier ja nicht. Mein Arzt, Alvin Gould, stellt ständig Rezepte für *Miltown* aus. Wir reden hier von einem Psychiater mit einem Abschluss von der Columbia University, der eine Praxis an der Fifth Avenue hat und auch Patienten im New York Presbyterian Hospital behandelt.

Also, werden Sie mir das Medikament aushändigen, das mir dieser Mann verschrieben hat?»

Die Frau schob den prächtigen Nerz beiseite, stemmte sich auf der einen Seite eine Faust in die Hüfte und presste auf der anderen Seite den Ellbogen dagegen, weil die dazugehörige Hand die Zigarette festhielt. Ihre Haltung brachte unmissverständlich zum Ausdruck, dass sie hier stehen bleiben würde, solange es nötig war.

Der belagerte Drogist sah zur Schlange hinüber, die immer länger wurde, und rückte schließlich widerwillig das Verlangte in einer weißen Papiertüte heraus.

Die Frau ließ ein paar zerknitterte Scheine auf die Theke fallen und machte mit der Tüte in der Hand auf dem Absatz kehrt. »Stimmt so.«

Margaret folgte ihr mit Blicken, als sie in den Geruch von Zigaretten und Chanel No.5 gehüllt den Gang entlang schwebte. Am Ausgang streckte sie mit flacher Hand den Arm aus und versetzte der Tür einen so heftigen Stoß, als wolle sie mit Absicht einen Handabdruck hinterlassen, der an ihren Abgang erinnern würde.

»Mrs Ryan? Mrs Ryan, was kann ich für Sie tun?»

»Wie bitte? Ah, Entschuldigung.« Margaret trat vor. »Bobby ist heute Morgen mit einer Ohrenentzündung aufgewacht. In der Praxis hat man mir versprochen, Sie wegen des Rezeptes anzurufen.«

»Ja, richtig. Einen Moment, ich suche es eben heraus.«

Während der gehetzte Drogist die Regale durchschaute, wandte sich Margaret wieder zum Eingang und zu der Tür um, durch die jene Frau verschwunden war. Ein Sonnenstrahl fiel herein, wodurch auf dem Glas ein schwacher, aber deutlich erkennbarer Handabdruck zu sehen war.

Obwohl sie kein Wort miteinander gewechselt hatten, war sich Margaret sicher, dass diese Frau auch nicht zu den sechsundneunzig Prozent gehörte. Und es hatte etwas Bewundernswertes, wie

sie sich durchgesetzt hatte. Wie fühlte man sich wohl als Frau, die keine Angst davor hatte, unbequem zu sein und Forderungen zu stellen?

Margaret sah sich eher nicht dazu in der Lage, sich so zu verhalten. In dem kurzen Moment, in dem sie es sich vorstellte, schlug ihr Herz jedoch schneller, und ihre Haut prickelte.

Mr Mayer kehrte mit dem Medikament zurück. Als Margaret ihr Portemonnaie hervorkramte, um es zu bezahlen, deutete er auf die Zeitschrift, die sie auf den Tresen gelegt hatte. »Nehmen Sie die auch mit?«



Dicke Schneeflocken fielen vom Himmel und schmolzen, sobald sie den nackten Boden berührten. Oder sie fielen auf die sulzigen Haufen von Schnee, der früher am Tag von Ladenbesitzern zur Seite geschoben worden war, und ließen sie noch anwachsen.

Mit der zusammengefalteten Ausgabe von *A Woman's Place* in der Handtasche eilte Margaret durchs Zentrum der Stadt. Während sie an Geschäften vorbeimarschierte, die immer noch weihnachtlich geschmückt waren, dachte sie zurück an die Frau im Nerzmantel. Es wäre wirklich schade gewesen, wenn jemand ihren triumphalen Abgang unterbrochen hätte. Trotzdem wünschte Margaret, sie hätte sie bei ihrem Weg zur Tür angesprochen, nach ihrem Namen gefragt und ihr gestanden, dass sie Lucy auch nie gemocht hatte.

Der Wind wurde stärker, sie erschauerte und versank tiefer in ihrem Mantel. Eine eisige Böe fuhr durch die enge Straße und Margaret drehte den Kopf nach links, um sie nicht mit voller Wucht abzubekommen. In diesem Moment entdeckte sie in einem Schaufenster eine Schreibmaschine mit dem Schild *Sonderangebot*. Sie betrat kurz entschlossen das Geschäft.

»Was ist das denn für ein Gerät?«, fragte Margaret den Verkäufer. »So eins habe ich noch nie gesehen.«

Grinsend rieb sich der Mann die Hände. »Das ist die IBM Selectric, die beste elektrische Schreibmaschine auf dem Markt. Die hat statt einzelner Typen einen Kugelkopf, den man für eine andere Schriftart komplett austauschen kann.« Er fuhr fort und erklärte einige weitere der vielen Vorzüge dieser Maschine.

An all diesen Details hatte Margaret aber weniger Interesse als an einer entscheidenden Frage: »Und der Preis?«

»Eigentlich lägen wir da bei 350 Dollar, sie ist aber auf 299 Dollar heruntergesetzt.«

Das war mehr als ihre Hypothekenrate. »Ah. Verstehe. Dann vielen Dank.« Während sich Margaret den Mantel zuknöpfte, hallte in ihrem Kopf erneut Walts Stimme wider und mahnte sie, sich nicht in Dinge hineinzusteigern, die unerreichbar bleiben mussten. Als sie die Tür schon fast erreicht hatte, stieg vor ihrem inneren Auge allerdings das Bild der Frau im Nerzmantel auf, die kein Nein akzeptierte. Margaret drehte sich wieder um. »Andere Modelle haben Sie wohl nicht im Angebot, oder? Vielleicht etwas Erschwinglicheres?«

Der Verkäufer nickte. »Heutzutage wollen alle elektrische Schreibmaschinen, deshalb lassen wir die manuellen langsam auslaufen. Ich kann Ihnen eine hübsche tragbare Royal für 140 Dollar verkaufen. Der Koffer ist im Preis mit inbegriffen.«

»Ah, verstehe. Trotzdem danke.«

»Wissen Sie, ich kann Ihnen die Maschine auch für eine monatliche Miete überlassen, die als Anzahlung dient. Dann würde das Gerät nach zwei Jahren Ihnen gehören.«

»Wie hoch wäre diese Miete?«

»Acht Dollar.«

Margaret hatte neben ein paar Münzen siebzehn Dollar dabei, die für Lebensmittel und andere Haushaltsausgaben gedacht waren. Und dieser Betrag musste reichen, bis sie das nächste Mal wieder Haushaltsgeld von Walt bekommen würde. Wäre es denn